Einige linguistische bemerkungen.

Es sei dem unterzeichneten gestattet zu dem, was hr. C. Arendt im XII. bande s. 441—444 dieser zeitschrift über einige seiner linguistischen abhandlungen gesagt hat, ein paar kurze bemerkungen zu machen, deren zweck es ist zu einer verständigung über die angeregten punkte zu führen.

1) In bezug auf die abhandlung über den unterschied der consonantes tenues und mediae, welche sich einer anerkennenden zustimmung des hrn. Arendt erfreut, sei nur bemerkt, dass ich die benennung crassae nur als gegensatz zu tenues vorgeschlagen habe, dass ich aber im allgemeinen mit hrn. Arendt die benennung „tönend und tonlos“ vorziehe, wie ich dies auch in meiner abhandlung ausgesprochen habe.

2) Wenn ich in den altindischen mediae aspiratae noch eine gewisse primäre mischung von hauch und stimme annehme, so soll sich dies eben nur auf die älteste aussprache dieser laute beziehen, in welcher meiner ansicht nach der hauch noch näher mit der articulation verbunden war als in der späteren aussprache. Sollte nicht auch die von hrn. Arendt gemachte bemerkung, dass diese laute in den indischen sprachen die onomatopoetische rolle des f und ch übernehmen, einigermaßen für meine ansicht sprechen? Dieselbe scheint auch keineswegs dem satze entgegenzustehen, dass das lautsystem jeder sprache ein auf physiologischen gesetzen beruhendes ganzes bildet; doch kann ich mir nicht denken, dass dieses von anfang an vollkommen scharf ausgebildet dastand, und man wird wohl versuchen dürfen sich die allmähliche schärfere herausbildung und gliederung der laute aus einem früheren, noch so zu sagen mehr chaotischen zustande zu erklären.

3) Meine ansicht, dass der ach-laut historisch dem ich-laut vorangegangen sei, beruht theils auf dem historischen zusammenhange des ch mit dem laryngalen h, theils darauf, dafs ich nicht annehmen kann, dass die schweize-

rische guttural-aussprache des ch nach den hohen vocalen aus einer früheren, hier bequemeren palatalen sollte hervorgegangen sein, wie nach hrn. Arendt's ansicht doch der fall sein müsste.

4) In bezug auf die s-laute, d. h. die dentalen fricativlaute, habe ich zunächst zu bemerken, dass die zahl der laute, welche ich als tonlose s-laute unterscheide, des cerebralen hier zu geschweigen, nicht 8, wie mein hr. recensent angibt, sondern nur 4 ist, nämlich th, ß, c (ç), s.

Jeder dieser laute kann allerdings nach meinen beobachtungen auf zwei weisen gebildet werden, mit nach oben oder nach unten gewandter zungenspitze, wie ich es nenne: apical oder dorsal, doch habe ich ausdrücklich hervorgehoben, dass ich diesen unterschied nur als eine verschiedene bildungsweise derselben laute ansehe. Da dieser unterschied nicht zu charakteristisch verschiedenen lauten führt, so hätte ich ihn für den speciellen zweck meiner schrift, welcher dahin ging, das physiologische verhältnis des deutschen ß und des franz. c (ç) zu unserm s festzustellen, ganz unberücksichtigt lassen können, wenn ich nicht geglaubt hätte, durch die ausführung desselben das verhältnis meiner theorie der s-laute zu der Brücke'schen in ein helleres licht zu stellen.

Hr. Arendt hält nun mit mehreren andern forschern ß für lautlich identisch mit tonlosem s und nur etymologisch davon unterschieden, während ich mit Jacob Grimm sie auch für lautlich verschieden halte. Grimm sagt in der vorrede zum wörterbuch spalte LIX: „s lautet scharf und sausend, z gedämpft und dieszend, noch an lispelndes th mahnend, aus dem es ja entsprang. im anlaut oder auch in- und auslautend nach andern consonanten und langen vocalen wird es härter, dicker, nach kurzen vocalen weicher, flüssiger, dem s sich nähernd". Dies kann ich nur so auffassen, daſs das frühere ȝ, unser ß, zwischen th und s stehe, wohin ich es ebenfalls gestellt habe. Ich habe nur versucht, diesem ausspruche Grimms und einem ähnlichen in der grammatik, den ich in meiner schrift ange-

führt habe, eine bestimmte physiologische deutung zu geben, und zu dem ende die untersuchung der physiologie dieser laute von dem standpunkte aus, auf welchen Brücke sie gebracht hatte, noch etwas weiter fortzuführen. Von dem unterschiede des s und ß, zu dem ich auf diesem wege gekommen bin, wird man sich am leichtesten überzeugen, wenn man mit möglichst scharfer articulation einigemale hintereinander die wörter rŭss und rûß ausspricht und dabei auf das gefühl in der zungenspitze und im oberen zahnfleische achtet. Auch die beobachtung vor einem spiegel lässt bei zweckmäßiger beleuchtung den unterschied erkennen.

Es hängt dieser unterschied, wie ich bereits in meiner schrift angedeutet habe, mit dem unterschiede in der quantität der vocale zusammen. Wenn man nämlich nacheinander die kurzen und langen vocale ĭ, î; ĕ, ê; ă, â; ŏ, ô; ŭ, û ausspricht, so kann man bei hinreichender beleuchtung vor einem spiegel wahrnehmen, dass die zungenspitze bei den langen vocalen im allgemeinen etwas weiter vorrückt als bei den entsprechenden kurzen. Eine folge davon ist, dass auch die durch den vordertheil der zunge als unteres organ gebildeten dentallaute nach langen vocalen im allgemeinen etwas weiter vorgerückt gebildet werden als nach kurzen. Dieser unterschied kann bei den dentalen fricativlauten nicht bloß von der zunge gefühlt, sondern auch von einem feinen ohre herausgehört werden, was der nichtphysiologe nach dem ungefähren eindrucke gewöhnlich so ausdrückt, dass er (abgesehen von dem lispelnden th) den laut mit vorgeschobenerer articulation als einen schärferen bezeichnet. Da man nun auch zugleich oft den tonlosen laut, im gegensatz zu dem tönenden, den schärferen nennt, so erklärt sich daraus, wie nach dieser allerdings verschiedenes durcheinander werfenden terminologie Chladni, Roſsberg u. a. die laute tönendes ſ, tonloses s und ß als weichen, schärferen und schärfsten bezeichnen konnten, während in der that sich ſ von s

durch die intonation, ß aber von s durch die vorgeschobenere articulation unterscheidet.

Die Heyse'sche regel: essen, iss; fassen, fass etc., aber faßen, faß, d. h. „nach kurzem vocal ss, nach langem ß“, beruht danach nicht auf bloß willkürlicher feststellung, wie Grimm früher meinte, sondern hat eine ganz richtige physiologische und historische grundlage, obwohl Heyse selbst sie nicht richtig motivirt hat, und nach dem damaligen standpunkte der sprachphysiologie auch nicht richtig motiviren konnte. Das ss ist hier nicht, wie Heyse meinte und worin ihm bisher alle seine anhänger beigetreten sind, ein bloß graphisch maskirter stellvertreter von ßß, sondern wirklich das in der articulationsstelle hinter das ß zurückgewichene geminirte tonlose s.

5) Dass ferner auch das franz. c vor e und i, ç vor a, o, u und ebenso engl. c vor e, i bei ganz scharfer auffassung von dem tonlosen s unterschieden sei und seine stellung zwischen th und s einzunehmen habe, ist mir, obwohl es über die bisherige ansicht der französischen und englischen phonetiker hinausgeht, doch bereits von verschiedenen Franzosen und Engländern zugegeben worden. Ich berufe mich hier auf prof. Solly, welcher mir sagte: „Darin scheinen sie allerdings recht zu haben, dass c (cense) ein schärferer laut ist als s (sense)“, wodurch der unterschied in derselben ausdrucksweise zugestanden wird, die ich oben beim ß besprochen habe. Dass sich diese ansicht, der jetzt allgemein verbreiteten gegenüber, erst allmählich wird bahn brechen können, steht allerdings zu erwarten, doch hoffe ich dass sie mit der zeit durchdringen werde.

Zweifelhaft könnte es noch sein, ob nicht deutsches ß mit franz. ç zusammenfiele, wie auch von einigen angenommen worden ist. Dieser zweifel könnte noch dadurch erhöht werden, dass spanisches c vor e, i im laute sogar mit engl. th zusammengefallen ist; allein nach meinen beobachtungen steht das franz. und engl. c dem th im klange nicht so nah wie deutsches ß, und auch die zungenstellung scheint mir eine mittlere zwischen der von ß und s

zu sein, so dass ich durch das ohr wie durch die zunge auf die 4 stufen: th, ß, c (ç), s geleitet wurde.

6) Ein gewisser einfluss der quantität des vocals auf den folgenden consonanten findet auch bei den dentalen schlusslauten d, t statt, wovon man sich überzeugen kann, wenn man die zungenstellung bei der ungezwungenen aussprache von wörtern, wie widder und wider, ratte und rate etc. physiologisch prüft. Da dies aber hier keine so merkbare klangverschiedenheit zur folge hat wie für die fricativlaute, so liegt hier kein orthographisches bedürfnis zu einer so weit gehenden theilung vor. Dasselbe gilt von dem n, dessen articulationsstelle z. b. in mann ebenfalls etwas abweicht von der in mahn. Ich führe dies hier nur deshalb an, um damit zugleich noch den mir gemachten vorwurf zurückzuweisen, dass ich bei der besprechung des ach- und ich-lautes nicht auch auf den ähnlichen unterschied in den g- und k-lauten hingewiesen habe. Die fricativlaute bieten durch das mannigfach local modificirte reibungsgeräusch, welches den schlusslauten fehlt, eine größere, dem ohre auffallendere mannigfaltigkeit der klangverhältnisse dar als diese, weshalb auch für jene eher das bedürfnis einer weiter gehenden scheidung eintritt. Ein blick auf irgend eine linguistische tabelle zeigt die überwiegende zahl und feinere gliederung der fricativlaute, im gegensatz zu den explosivlauten, und deshalb glaubte ich die ch-laute für sich besprechen zu dürfen, ohne dabei auch auf die g- und k-laute einzugehen.

Berlin, november 1863. G. Michaelis
